

Seite 3

Generation Waisenkind

Auf der Suche nach Arbeit verlassen
Hunderttausende Moldauer ihr Land. Zurück bleiben ihre Kinder.
Traumatisiert, unverstanden und sehr wütend

VON DIANA LAARZ UND MARTIN NEJECHLEBA

GURA GALBENEI. Die Abschiede sind das Schlimmste für Oksana. Sie hat gelernt, diese Momente zu meiden. Dafür hatte sie 15 Jahre Zeit. So lange arbeiten ihre Eltern schon im Ausland.

Als Oksana Hemei drei Jahre alt war, verließ ihre Mutter die Familie, um in Israel die Kinder anderer Eltern zu betreuen. Nach drei Jahren kam sie zurück, blieb einige Monate und ging dann wieder fort. Am Tag des Abschieds schickte sie ihre Tochter zur Großmutter. Ohne ein Wort zu sagen. Keine Verabschiedung, keine Tränen. Doch auf halbem Weg machte Oksana Halt, eine Ahnung ließ sie umkehren. In der Einfahrt ihres Elternhauses traf sie ihre Mutter, schon mit den Koffern in der Hand. Oksana, inzwischen 18 Jahre alt, spürt noch heute die Wut, die sie bei diesem Anblick empfand. „Ich war zu klein, um zu verstehen, dass meine Mutter nicht ging, weil sie es wollte oder gern tat.“

Als ihre Mutter in diesem Frühjahr nach Israel aufbrechen musste, verließ Oksana schon am frühen Morgen das Haus. Die Mutter verschwand im Laufe des Tages. Als Oksana am Abend wieder nach Hause kam, ging sie durch die Zimmer und sperrte all jene Sachen in Schränke, die ihre Mutter liegen gelassen hatte.

Eine ganze Generation wächst in der Republik Moldau wie Oksana auf – elternlos. Aus kaum einem anderen Land auf der Welt fliehen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl so viele Menschen, um im Ausland zu arbeiten. Studien gehen davon aus, dass mehr als die Hälfte der Kinder in der Republik Moldau eine Zeit lang ohne Mutter oder Vater aufwachsen. Jedes fünfte Kind sieht seine Eltern sogar nur, wenn die zu Besuch sind. Es muss alleine erwachsen werden. Was macht das mit einem Kind, wenn es eine Waise ist, obwohl die Eltern noch leben? Was macht das mit einem Land?

Oksana gehört zu jenen Kindern, deren Eltern nur noch Besucher sind. Auch ihr Vater arbeitet seit vielen Jahren im Ausland. Die Zeiten sind lange vorbei, als sie noch Bilder malte mit allen Familienmitgliedern darauf, die Zeichnung in einen Briefumschlag steckte und den Eltern hinterherschickte. Heute sagt sie nur: „Ich werde immer dafür dankbar sein, was meine Eltern für mich getan haben.“

Oksana Hemei hat die blonden Haare zu einem Zopf gebunden, sie trägt Ohringe, die eher zu einer alten Frau passen. Man kann Oksana gut mit den Worten aus einem Gesellschaftsroman des vorvergangenen Jahrhunderts beschreiben: wohlgezogen, zuvorkommend, gebildet. Sie spricht in prägnanten, wohlüberlegten Sätzen. Es ist kaum vorstellbar, dass diese junge Frau auch mal albern ist. In ihrer Schule klebt ihr Foto auf dem Plakat mit den Porträts der besten Schüler. Und auf dem Nachttisch liegt ein Buch von Simone de Beauvoir: „Erinnerungen einer Tochter aus gutem Haus“.

Geld oder Geborgenheit

Als Oksana 13 Jahre alt war, entschied sie, dass sie nicht mehr bei den Großeltern leben wollte, sondern allein im Haus ihrer Eltern in dem Dorf Gura Galbenei im Süden des Landes. Die Eltern waren dagegen, Oksana ging trotzdem. Es war ja niemand da, der sie hätte aufhalten können. Wann immer ihre Eltern zu Besuch kamen, renovierten sie das Haus. Die Mutter liebt es, alle paar Jahre neue Tapeten anzubringen. Der Vater hat die Regenrinne mit Messingkronen geschmückt.

Innen sieht es aus, als würde niemand in den Räumen wohnen. Kein dreckiges Geschirr, keine ungemachten Betten, noch nicht einmal ein Kugelschreiber auf dem Schreibtisch. Oksana hält das Haus klinisch sauber. „Ich bin die Hausherrin“, sagt sie. Wenn ihre Mutter oder ihr Vater nach Haus kommen, empfindet sie die manchmal als Eindringlinge. Ihrem Vater verbietet sie dann, sich an den Computer zu setzen.

Jeden Abend spricht Oksana am Laptop mit ihrer Mutter Jelena. Die putzt für eine israelische Familie und passt auf deren Kinder auf. Über diese Kinder möchte Oksana nichts hören. „Sie haben großes Glück, diese tolle Frau ständig um sich haben zu dürfen.“

Oksana schläft im Ehebett ihrer Eltern, lässt dabei immer eine kleine Lampe an. Regelmäßig bekommt sie Pakete aus Israel. Darin ist alles, was sie zum Leben braucht: Haarshampoo, Geschirrspülmittel und auch mal eine Plüschkatze zum Kuschneln.

Wenn Oksanas Eltern nicht fortgegangen wären, wäre sie wahrscheinlich in einem baufälligen Haus aufgewachsen. Ihr älterer Bruder hätte nie studieren können. Ihre Eltern hätten wohl nicht einmal gewusst, wie sie die Kinder ernähren sollen. Es ist eine schwierige Frage für ein 18-jähriges Mädchen, was denn wichtiger sei, das Geld und die Möglichkeiten, die es schafft, oder die elterliche Geborgenheit. Oksana klingt souverän als sie sagt: „Wir brauchen das alles, wir brauchen die moderne Technik, wir können nicht einfach so leben.“ Dann stockt sie. „Ich weiß nicht, vielleicht brauchen wir es auch nicht.“ Es wirkt, als denke sie zum ersten Mal über diese Frage nach. Und dann flüchtet sie sich in einen Satz, den sie so oder so ähnlich schon mehrere Male gesagt hat. „Sie mussten gehen, es war eine Notwendigkeit.“

Moldau war einst eine der wohlhabendsten Sowjetrepubliken, der Obst- und Gemüsegarten der UdSSR. Doch der Zerfall der Sowjetunion und die 1991 erlangte Unab-

hängigkeit erschwerte Exporte in die traditionellen Absatzmärkte. Dazu kam der Konflikt um den abtrünnigen Landesteil Transnistrien, der den jungen Staat von den Industriekomplexen jenseits des Flusses Dnjestr abschnitt. Arbeit finden die Menschen, wenn überhaupt, in der Landwirtschaft – für rund 100 Euro im Monat. Moldau ist heute das ärmste Land Europas. Ein guter Teil der vier Millionen Einwohner hat nicht genug Geld zum Überleben.

Seit den 1990er-Jahren erlebt die Republik einen beispiellosen Exodus. Geschätzt 700 000 Moldauer haben ihre Heimat bereits verlassen. Mehr als ein Viertel der erwerbsfähigen Bevölkerung arbeitet im Ausland. Väter schuften auf russischen Baustellen oder als Erntehelfer in der EU, Mütter putzen Haushalte und pflegen fremde Kinder in Italien, der Türkei oder eben Israel. Viele leben illegal in diesen Ländern. Ihre Söhne und Töchter wachsen bei Großeltern, Geschwistern oder allein auf. In den Dörfern zwischen hügeligem Ackerland bleiben Kranke, Alte und Kinder zurück.

Die Summe, die die Auswanderer in ihre Heimat schicken, ist größer als der Staatshaushalt der Republik. Im besten Fall fließt das Geld in die Ausbildung der Kinder. Meist verschlingt der Konsum einen Großteil der Überweisungen: Essen, Arztrechnungen,



Oksana Hemei, 18, in der Schule im Dorf Gura Galbenei. Ihre Eltern arbeiten im Ausland – und ihre Hand ist oft zur Faust geballt.

CONSTANZE FLAMME



Wohnkosten. In Moldaus Dörfern stehen alte windschiefe Bauernhäuser mit Wellblechdächern im Schatten neu gebauter Villen. Doch Menschen werden hier wohl nie mehr leben. Denn selbst wenn die Bauherren beschließen sollten aus dem Ausland zurückzukehren, ihre Familien sind meist längst zerbrochen oder die Kinder selbst ausgeweicht.

Eine Katastrophe, nennen Experten die Auswirkungen dieser Familienkonstellationen. In Moldau ist eine Generation mit einem Trauma groß geworden. „Es ist das Trauma eines Kindes, das seine Eltern verloren hat, während sie noch am Leben sind“, sagt der Psychologe Ian Feldman. Er hat an einer landesweiten Erhebung über die Folgen der Massenauswanderung mitgewirkt. Kinder wie Oksana haben gelernt, dass elterliche Liebe in regelmäßigen Abständen als Geld auf ein Konto überwiesen oder mit der Post verschickt wird: in Paketen voller Markenkleidung und Spielzeugen. Was ihnen fehlt ist die Nähe ihrer Eltern. Blecherne Stimmen und verschwommene Skype-Bilder sind ein schwacher Trost, wenn ein Kind umarmt werden möchte.

„Den Kindern fehlt Zuneigung. Sie suchen sie bei anderen Erwachsenen, und leider gibt es Menschen, die das ausnutzen“, sagt Feldman. Wo die Grenzen körperlicher

Nähe liegen, haben viele moldauische Kinder nie gelernt. Etwa zehn Prozent der „Waisenkinder“ werden sexuell missbraucht.

Wie die Zukunft des Landes aussehen wird, wenn diese verstörte Generation selbst Kinder bekommt, das alarmiert bisher allerdings nur Experten. Soziologen, die gesundheitliche Probleme befürchten, bei Jugendlichen, die sich nur von Junkfood ernähren. Oder Psychologen, die mit emotionalen Problemen bei jungen Erwachsenen rechnen, die nie erlebt haben, wie man als Familie alltägliche Probleme meistert, wie man Liebe zeigt. Für Ian Feldman ist klar: Die Kinder brauchen psychologische Unterstützung, ebenso wie die Eltern. „Sie opfern sich für ihre Kinder auf, nur um später zu hören: Ich habe dich gebraucht, nicht dein Geld.“

Regisseurin Olessea Svecla arbeitet mit der Wut der einsamen Kinder. Sie selbst trägt diese Wut in sich. Gemeinsam mit anderen jungen Theatermachern hat Svecla monatelang Kinder und Jugendliche interviewt. Ihre Geschichten werden im Nationaltheater in Chisinau in einer dokumentarischen Aufführung inszeniert. Zum ersten Mal werden die Stimmen der Zurückgelassenen in Moldau auf einer großen Bühne zu hören sein.

Die Mutter von Olessea Svecla verließ die Familie vor elf Jahren. Sie arbeitet in Italien, der Vater lebt in Russland, die Schwester in Frankreich. „Das Weggehen ist wie eine Sucht“, sagt die Regisseurin. Die Eltern wollten gar nicht zurückkehren. „Ich weiß nicht, wie oft ich geweint habe und gefleht, sie sollten nicht wegfahren.“ Svecla, 23 Jahre alt, steht inzwischen auf eigenen Beinen, sie verdient ihr eigenes Geld. Wir arbeiten nur im Ausland, damit du glücklich wirst, haben ihr die Eltern gesagt. „Lieber lasse ich mich schlagen, als diese Phrase noch einmal zu hören“, sagt Olessea Svecla.

Alle Regisseure des Theaterstückes erzählen ähnliche Geschichten. Sie sind wütend, und sie fühlen sich unverstanden. Sie gehören zur ersten Generation, die in Moldau ohne Eltern groß geworden ist. Aber vor allem auf dem Land, in den Dörfern, wachsen Hunderttausende Kinder heran, denen es ähnlich ergehen wird.

Kein Land schrumpft schneller

Als das Klingeln der Schulglocke ertönt, kehrt schlagartig Ruhe ein auf den Gängen der Hyperion-Schule in Gura Galbenei. In den Schulen auf dem Land sind die Auswirkungen der Massenauswanderung besonders spürbar. Moldau schrumpft in Rekordtempo – laut Statistiken der Vereinten Nationen am schnellsten weltweit. In der Hyperion-Schule steht seit Kurzem der Nordflügel leer. Das Dorf hat zu wenige Kinder, um die hellblauen Bänke in allen Klassenzimmern zu füllen. Noch vor zehn Jahren gingen mehr als 1 500 Kinder auf die Schulen im Dorf. Heute gibt es noch die Hyperion-Schule mit 572 Schülern. Bei der Hälfte von ihnen arbeitet mindestens ein Elternteil im Ausland.

Um die wenigen Erstklässler kümmert sich Valentina Rasmelitz. Rasmelitz – mit grauen Strähnen in den toupierten, kurzen Haaren – ist mit ihren sechzig Jahren eigentlich schon in Rente. Zu Hause möchte sie nicht bleiben. „Ich bin ihre Mama und ihr Papa“, sagt Rasmelitz über die Kinder. Als sie zu Schulanfang gefragt habe, wie die Schüler heißen, und wo sie wohnen, habe sie oft auch gehört: Ich will meine Mama zurück. Das Dorf, sagt Rasmelitz, verfallt. „Alle wollen hier weg, alle wollen ein besseres Leben.“ Ihre eigenen Enkel wachsen in Kanada auf. Und so widmet Valentina Rasmelitz all ihre Zeit, Aufmerksamkeit und Wärme ihren Erstklässlern.

Für Oksana ist es die letzte Stunde an diesem Dienstag. Der Französischunterricht findet im Raum der Klasse 2c statt. 16 Abiturienten sitzen auf viel zu kleinen Stühlen, die Beine unter die Tische gequetscht. Die Jugendlichen tragen Winterjacken. Im Herbst wird die Schule noch nicht beheizt.

Oksana sitzt vorn. Die rechte Hand hat sie zur Faust geballt. Sie macht das oft. Neben ihr hockt Diana. Auch sie war noch klein, als ihre Eltern zum ersten Mal ins Ausland gingen. Und die Mutter von Ion arbeitet seit acht Jahren in Italien. Immerhin Adrianas Eltern sind im Sommer aus Israel zurückgekehrt. Jetzt sind sie arbeitslos.

Doch wer will den Eltern einen Vorwurf machen, weil sie überzeugt sind, nur im Ausland das Glück ihrer Kinder finanzieren zu können? Tatjana Savastru, die Sozialarbeiterin von Gura Galbenei, jedenfalls nicht. Sie sagt: „Den Kindern, deren Eltern ins Ausland gehen, geht es besser.“ Mehr Sorgen bereiten ihr die Familien, bei denen die Eltern im Dorf blieben: Arbeitslosigkeit, Alkohol, Gewalt. Das Leben sei schwierig hier, sagt Tatjana Savastru. Arbeitsmigration sei eine schlechte, aber trotz allem die bessere Wahl. Ohne Geld lasse es sich schließlich nicht leben.

Oksana Hemei wird im kommenden Sommer Abitur machen, ein sehr gutes. Dann möchte sie in Kanada oder den USA studieren. Irgendwas, das Geld einbringt. „Vielleicht bleibe ich für immer dort.“

Und noch etwas weiß sie genau: Wie ihr Leben in zwanzig Jahren aussehen soll. In einem großen Haus wolle sie wohnen, sagt Oksana, mit einem Ehemann und Kindern. Sie arbeitet, kümmert sich aber auch um die Kinder.

Ein alltägliches Familienleben. Eines, das sie nie kennengelernt hat.